

allerlei Straßenverkäufer und inmitten von all dem Getümmel ein paar Herren, die mit ihrem Gehstockgeklapper auf dem Pflasterstein und festem Schritt irgendeinem wichtigen Ziel entgegeneilten. Kinder rannten von einer Straßenseite auf die andere und liefen dabei Gefahr, von einer Kutsche überfahren zu werden, oder sie jagten so nah an den Kutschrädern vorbei, dass Darius hörte, wie Antonio sie lautstark verfluchte. Kurz hinter der Plaça de Catalunya befanden sich die Floristen, die vor ihren vor Grün und anderen Farben nur so strotzenden Ständen saßen und auf Nachmittagskundschaft warteten, die nicht lange auf sich warten ließ. Auf der rechten Seite, ein wenig oberhalb der Carrer de l'Hospital, war das alltägliche Gewusel des Boqueria-Marktes wahrzunehmen, auf dem die Händler geschlachtete Tiere am Schwanz als Aushängeschild ihres Geschäfts aufhängten, um so die Aufmerksamkeit der Kundschaft auf sich zu ziehen. In dem Augenblick, in dem Antonio dem Pferd die Peitsche gab, damit es in die Carrer de l'Hospital einbog, sah Darius in dem Kutschfenster deutlich das Geschehen weiter unten auf der Rambla: Zahlreiche Matrosen kamen vom Hafen her die Rambla hinauf, dreckige und bedauernswerte Gestalten, die in die engen Gassen rechts und links der Rambla drängten. Beim Anblick der Heimkehrer aus dem Kuba-Krieg machte Darius eine abwertende Geste. Wie zum Teufel sollen wir die auch noch alle versorgen, wenn die Betten des Santa Creu jetzt schon überquellen? Das alte Gebäude in der Carrer de l'Hospital, in dem seit Jahrhunderten die Armen der Stadt versorgt wurden, konnte so viel Misere nicht standhalten, wenn nicht bald etwas getan würde. Entweder musste man anbauen oder die Kranken in ein angemessenes Gebäude verlegen.

Im Innenhof des Santa Creu unterhielten sich Medizinstudenten, während sie auf die Ankunft des Arztes warteten. Eine etwas kühnere Gruppe Studenten hatte ein paar Schneiderinnen angesprochen, die auf dem Weg zu ihrer Arbeit waren und jetzt unverhohlen über die Witze der Studenten lachten. Sie unterhielten sich, als ob es ihnen nichts ausmachen würde, zu spät zur Arbeit zu kommen. Die jungen Männer zeigten sich selbstbewusst und taten so, als wären sie bereits ausgebildete Ärzte. Die Damen hingegen flüsterten sich gegenseitig Kommentare zu und brachen dann in Gelächter aus; mit diesem Spielchen machten sie den jungen Männern Hoffnungen. Der Reigen wurde jedoch jäh unterbrochen, als der Hausmeister die Glocke zum Zeichen der Ankunft des Arztes läutete. »Doktor Rovira!«, rief er aus voller Lunge.

Und plötzlich waren die Schneiderinnen wie unsichtbar. Die Studenten im Innenhof des Santa Creu ließen sie links liegen und versammelten sich am Fuße der Steintreppe, die zum Westflügel hinaufführte. Dort würde Doktor Rovira seinen Patientinnen in dem großen Saal der heiligen Eulàlia einen Besuch abstatten, während an die dreißig Studenten versuchten, den besten Platz zu erwischen, um jeder Bewegung und jeder Erläuterung ihres Lehrers folgen zu können. Darius Rovira stieg die Stufen gemächlich hinauf. Er verlangsamte seinen Schritt absichtlich, denn an solch einem Nachmittag war dies der schönste Moment für ihn. Er spürte die Blicke der Studenten auf seinem Rücken und konnte sich den Glanz der tiefen Bewunderung und des Respekts in ihren Augen ausmalen. Die Tatsache, ein ordentlicher Arzt am Santa Creu zu sein, war für jeden seines Berufsstandes Grund zum Stolz. Es gab keinen Arzt in der Stadt, der dies

nicht mit der entsprechenden Plakette an seiner Privatpraxis kundtat, schließlich war dieses Aushängeschild eine Ehrerweisung.

Auch wenn bereits etliche Jahre ins Land gegangen waren, so erinnerte sich Darius Rovira an diesen Krankenhausinnenhof noch immer als den Ort, an dem er beschlossen hatte, Arzt zu werden. Als er damals frisch vom Dorf gekommen war, hatte er etliche Nachmittage in dem Innenhof des Santa Creu verbracht, ganz in der Nähe der majestätischen gewundenen Säule mit dem heiligen Kreuz, das dem Krankenhaus seinen Namen gab, um der Ankunft der damaligen Medizin-Eminenzen beizuwohnen. Das war zu Zeiten, als er in Barcelona aufs Gymnasium ging und niemanden in der Stadt kannte, bis auf Mateu Borrell, einen Unglücklichen aus demselben Dorf wie er. Damals hatte Darius gerade erst seine Eltern verloren, sie waren von der Cholera hinweggerafft worden, die ganze Städte und Dörfer ausgelöscht hatte. Mit dem wenigen Erbe und dem großen Willen, jemand zu werden, hatte es ihn nach Barcelona verschlagen. Die bescheidenen Umstände, unter denen er damals gelebt hatte, waren Teil einer Vergangenheit, die er komplett aus seinem Gedächtnis gestrichen hatte. So wie eben auch Mateu Borrell, einen Trunkenbold, der nur ein schlechter Einfluss gewesen wäre. Er hatte also gut daran getan, sich von ihm abzuwenden, so wie von allem, was er bis dahin gekannt hatte.

Der junge Darius war im Gegensatz zu diesem Mitschüler jemand, der ganz sicher etwas erreichen wollte. Mit dem Erbe seiner Eltern und einem Aushilfsjob als Wächter konnte er das Medizinstudium bezahlen. In diesen ersten Jahren hatte er oft auf einer der Bänke im Krankenhausinnenhof gesessen, den alle, die hier arbeiteten, durchqueren mussten, und sich seine Zukunft ausgemalt. Immer wenn ein Arzt durchs Tor schritt, liefen alle herbei, folgten ihm und zollten ihm eine Ehrfurcht, die Darius beeindruckte. Natürlich wollte er es in dieser Stadt zu jemandem von Rang schaffen, er wollte Eingang in diesen abgeschotteten Gesellschaftskreis finden, zu einem dieser überlegenen Männer werden. Und dazu musste er Arzt werden.

Die Studenten stiegen die Treppen zum Westflügel in respektvoller Stille hinauf, die nur durch das Gemurmel eines besonders kühnen Studenten gestört wurde. Oben angekommen, trat das Gefolge an die Krankenbetten im großen Saal der heiligen Eulàlia. Sie schritten durch den Hauptgang, welcher die beiden Bettenreihen voneinander trennte. Sie waren unter den gewaltigen Steinbögen aufgestellt, die das Dach dieses Ortes des Schmerzes und der Krankheit stützten. Viel zu viele Betten, dachte Darius bei sich, als er auf dem Weg zu seinen Patientinnen war. Das alte Gebäude konnte gar nicht so viel Elend und Krankheit aufnehmen wie eine Stadt barg, die im vergangenen Jahrhundert maßlos gewachsen war. Jeder wusste, dass eine Lösung hermusste, auch wenn das Geld geradeso für den normalen Krankenhausbetrieb reichte.

Eine Krankenschwester wartete am Fuße eines Krankenbettes, zusammen mit einem Assistenzarzt, der das Studium mit Bravour abgeschlossen hatte und nun unter Rovira arbeitete. Die Krankenschwester hielt eine Handleuchte, deren Licht die Patientin ein wenig erhellte. Darius kam hinzu und begrüßte den Assistenzarzt mit einer einfachen Kopfbewegung.

»Erläutern Sie.«

Daraufhin stellte der Assistenzarzt ihm den Fall vor. Die Patientin in ihrem Bett lauschte verängstigt.

»Weiblich, sechsundvierzig Jahre alt, am frühen Morgen eingeliefert mit erkennbaren Atem- und Bewegungsschwierigkeiten. Bei der ersten ambulanten Untersuchung wurde eine Schwellung der Beine und des Abdomens festgestellt. Mögliche Diagnose« – hier schlug der Assistenzarzt einen bedachtsamen Ton an – »Mitralklappeninsuffizienz.«

Der Assistenzarzt führte seine Ausführungen fort, während die Blicke der Studenten von ihm zum Lehrer und vom Lehrer zur Kranken glitten. Derweil hatte Darius Rovira seine Hand auf das Kopfstück des Bettes gelegt und hörte dem Assistenzarzt ruhig zu. Dabei begutachtete er den Allgemeinzustand der Patientin. Sein Blick war durchdringend, analytisch, sorgfältig und kalt, er entbehrte jeder Art von Zuneigung. Dann begann er mit der Untersuchung, bei der ihm die Schwester half. Mit der Handleuchte erhellte sie die Stellen, die der Arzt betrachtete und betastete. Mit den Händen ertastete er schnell die Leberschwellung, mit einer kurzen Trommelbewegung bestätigte er sie. Mit dem Stethoskop machte er die Umstehenden auf die schnellen unregelmäßigen Herzgeräusche der Patientin aufmerksam, an denen sie zweifellos litt.

»Mitralklappeninsuffizienz«, bestätigte Rovira vor den anwesenden Studenten die Diagnose des Assistenzarztes, der seine Freude über die Richtigkeit seiner Einschätzung nicht verbergen konnte. Er wusste, dass man vor dem Mentor nur mit Bestleistungen bestehen konnte.

Rovira gab die notwendigen Anweisungen zur Behandlung der Kranken, dem Apotheker trug er eine Roter-Fingerhut-Mischung zur Senkung der Herzfrequenz auf, außerdem ordnete er einen Aderlass von zwölf Unzen an, der ausreichend Blut aus dem Körper der Kranken abführen sollte, das Schröpfen der Beine und des Abdomens sowie eine Blutegelanwendung, was eine recht neue Methode war, mit der dem Körper Flüssigkeit entzogen wurde.

Anschließend gingen sie zum Nachbarbett, ein klarer Fall von Bronchitis. Symptome waren hohes Fieber, Husten mit Schleimauswurf, Atemnot und eine ganze Reihe von Mangelerscheinungen, die auf den Lebens- und Arbeitsort der Kranken schließen ließen. Sobald der Arzt zum nächsten Bett ging, folgte ihm die Schwester mit ihrer Handleuchte. Und wenn eine der Patientinnen zu nervös wurde, als dass der Arzt seine Arbeit machen konnte, ermahnte sie diese. Rovira betrachtete die jeweilige Patientin, tastete präzise und gekonnt ihren Körper ab. Sein Schweigen bedeutete, dass er nachdachte, abwägte, bevor er seine Diagnose stellte. Auch wenn er sich nicht mit Empathie rühmte, war er dennoch ein guter Arzt. Sein Äußeres imponierte, sprach für Hygiene, Sauberkeit, Oberschicht und guten Geschmack, und das nahmen auch diese Kranken wahr, die nichts mit seinen Privatpatientinnen gemein hatten. Auch seine Behandlung war ganz anders. Während er seine erlauchten Damen mit viel Umsicht abtastete und abhorchte, tat er dies bei jenen, die in den Betten des Santa Creu lagen, ohne sie vorher darüber aufzuklären. Manchmal stellte er ihnen Fragen; wenn sie bei der Antwort jedoch zu sehr ausholten, unterbrach er sie abrupt, weil er es für irrelevant hielt. »Die Zeit des Doktors ist rar und kostbar«, flüsterte die Krankenschwester der

Kranken dann ins Ohr, »halten Sie sich kurz und antworten Sie nur auf seine Frage.« Wenn für einen Chirurgen das Aushängeschild das Geschick seiner Hände war, so galt es für einen Internisten, einen scharfen Blick zu haben, mit dem er schon im ersten Augenblick Dinge wahrnahm, die andere nicht sahen.

Unter den Studenten galt Roviras Visite als schnell und effizient. Danach versammelten sich alle wieder im Krankenhausinnenhof, wo sie sich über ihre Eindrücke austauschten. An der Universität lernten sie die notwendige Theorie, doch es gab nichts Besseres für einen angehenden Arzt als die Lehrstunden im Krankenhaus. Nirgendwo sonst waren sie so nah dran an dem, was sie einige Jahre später einmal selbst machen würden. Die Erläuterungen von erfahrenen Ärzten vor Ort schärften ihre Sinne. Wieder zurück an der barocken Kreuzsäule – dieses Mal ohne die Ablenkung durch die Schneiderinnen –, sprachen die Studenten über Roviras Eleganz. Irgendjemand war immer von den glänzenden Schuhen, vom perfekten Krawattenknoten oder von seiner Ausstrahlung, die ihn von anderen Ärzten unterschied, beeindruckt. Andere wiederum kümmerten sich nicht um diese Tatsache, das Aussehen war ihrer Meinung nach nicht ausschlaggebend dafür, ein guter praktischer Arzt zu sein. Letztlich endete diese Diskussion immer in Äußerungen zum Ruf, der Rovira vorausging, schließlich war er seinerzeit einer der Favoriten unter den Studenten von Bartomeu Robert gewesen. Niemandem entging, dass er mit dessen Patentochter verheiratet war, was ihm bei seinem raschen Aufstieg gewiss geholfen hatte. Doch nicht alle waren dieser Meinung.

»Er ist einfach ein guter praktischer Arzt«, argumentierte einer.

Daraufhin sagte ein anderer: »Er ist aber viel zu unterkühlt und viel zu distanziert im Umgang mit den Patientinnen.«

Viele gaben ihm recht, da es sich um einen nicht zu leugnenden Charakterzug Roviras handelte. Die Frage war, ob das wirklich eine Rolle spielte, wenn es darum ging, ein guter Arzt zu sein.

»Ich ziehe die Menschlichkeit der großen Ärzte der Geschichte vor, wie zum Beispiel die des Doktor Robert«, urteilte ein junger Mann mit strahlenden Augen, der normalerweise nicht viel sagte.

»Jeder weiß doch, dass Doktor Robert noch immer jene Arme in seiner Privatpraxis behandelt, die damals an der Cholera erkrankt sind. Und noch heute verlangt er genauso wenig für die Behandlung wie damals, fast nichts.«

»Das kann ich mir bei Doktor Rovira kaum vorstellen«, warf jemand mit kritischem Geist ein.

Daraufhin brachen sie in Lachen aus. Es war gemeinhin bekannt, dass Rovira in seiner Privatpraxis nur die bessergestellten Damen der Stadt empfing. Man tuschelte, Darius Rovira verdiene sogar so viel Geld, dass sein Vermögen das seiner Frau überstieg, auch wenn das nur Gerede war, schließlich war seine Frau eine der reichsten Frauen von ganz Barcelona.

Seit ein paar Tagen schlief Dolors schlecht, was sich mehr als nur einmal auf ihre Arbeit ausgewirkt hatte. Anfang der Woche hatte sie sich mit kochender Brühe verbrannt, und am Dienstag wäre sie beinahe eingeschlafen, während sie das Hähnchen für das

Abendessen briet. Den Mittwochmorgen verbrachte sie mit der Oberköchin. Gemeinsam erstellten sie eine ausführliche Liste über die fehlenden Vorräte. Das Öl ging zur Neige, zumal es nur unregelmäßig geliefert wurde, und all die anderen Dinge, die sie für die kommende Woche beim Fleischer bestellen musste. Aber jetzt, wo sie alles vermerkt hatten und auch das Mittagessen abgeräumt war, schien es ihr, als würde sie bis zum nächsten Morgen durchschlafen, sollte sie die Beine hochlegen.

Es ging ihr nicht besonders gut. Und das lag weder an einer Erkältung noch an einer Krankheit, mit der sie ins Krankenhaus gemusst hätte, sondern vielmehr daran, dass sie so früh gealtert war. Schließlich hatte sie ihre kleine Familie immer selbst versorgen müssen. Vielleicht lag es aber auch an der Sache mit Lluís. Wenn sie das nur mit ihrem geliebten Tomás besprechen könnte! Ach, wie sie ihn vermisste! In den vergangenen Jahren hatte sie so sehr um ihn geweint. Davon wusste natürlich niemand, es konnte ja auch niemand etwas daran ändern. Aber wenn die Kinder schliefen, ließ sich Dolors ein wenig gehen, nur ein bisschen, denn neben ihr schlief ihre Kleine, die ihrem Gesicht nach von schönen Dingen träumte. Dolors wollte sie auf keinen Fall wecken. Sie versuchte im Stillen zu weinen, damit ihre Tochter sie nicht so sehen musste. Maria war in letzter Zeit sehr gewachsen. Nachts betrachtete ihre Mutter sie und erkannte dabei das Gesicht ihres geliebten Mannes wieder. Sechs Jahre, fast schon sieben, war es jetzt her, dass sie hochschwanger Witwe wurde. Wenn Tomás doch bloß seine Tochter hätte kennenlernen können! Maria hatte das lockige Haar ihres Vaters geerbt, nicht zu bändigen und kaum zu kämmen. Und dieser traurige Ausdruck in ihren Augen, wie der eines Hundes, ließ sie nicht gerade als Schönheit im Viertel gelten, sprach aber doch für ihre Güte. Und dann war da noch Lluís, Marias Milchbruder, der Dritte im Bunde ihrer kleinen Familie. Dolors hatte das arme Waisenkind bei sich aufgenommen, als sie Milch im Überschuss hatte; sie konnte mindestens zwei, wenn nicht gar drei Säuglinge damit versorgen. Er war in das Leben der frischen Witwe und Mutter einer neugeborenen Tochter getreten, fast so als wäre er ihr eigener Sohn. Dolors hatte ihm genauso lange die Brust gegeben wie ihrer Tochter, niemand konnte ihr vorwerfen, dem einen Kind mehr als dem anderen gegeben zu haben. Sie wusste von etlichen Ammen, die ins Findelhaus kamen, um einen Säugling nur des Geldes wegen zu stillen. Waren sie erst einmal zu Hause mit dem Kind, überließen sie es Gottes Barmherzigkeit, und wenn sie auf dem Land lebten, gaben sie ihm Milch vom nächstbesten Tier, um selbst einer anderen Arbeit nachzugehen. Es gab so viele Kinder, die noch während ihres ersten Lebensjahres starben ... So etwas hätte sie niemals zugelassen. Nachdem sie den Säugling in der Carrer Ramelleres in Empfang genommen hatte, hatte sie ihn zu sich nach Hause gebracht, wo er in seinen ersten Lebensjahren prächtig wuchs und gedieh. Er war kräftiger als Maria, die mager war und damit deutlich anfälliger für Krankheiten. Jedoch wusste Dolors, dass der kräftige Kerl sich um seine Milchschwester kümmern würde, wäre sie eines Tages nicht mehr da, weil er sie mehr als alles andere auf dieser Welt liebte. Deswegen war sich Dolors ihrer Liebe für diesen Jungen sicher.

Seit ein paar Tagen schlief Dolors schlecht, und ihre Arbeit als Hilfsköchin im Hospital de la Santa Creu fiel ihr schwer, weil sie nicht bei der Sache und wirklich besorgt war. Wie auch nicht? Schließlich würde Lluís bald sieben Jahre alt werden. Es